





Bernhard Feder, geboren 1964, lebt in Berlin. Seine Jugendjahre waren geprägt vom rebellischen Kreuzberg, dem er bis heute treu ist. Er arbeitet in einer Kommunikationsagentur für Non-Profit-Unternehmen, die er mit Freunden 2003 gegründet hat, und beschäftigt sich auch in seinem sonstigen Leben viel mit Kommunikation.

DIE BERNHARD FEDER  
SILBERVÖGEL  
VON  
ANZHADA

DER WEG ZUM  
TRÄUMENDEN  
VOLK

*kul-ja!*  
*publishing* 

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage März 2025  
Originalausgabe  
© 2025 kul-ja! publishing, Erfurt

Wir machen kule Bücher,  
nur echt mit dem Kulibri.

[www.kul-ja.com](http://www.kul-ja.com)

Lektorat/Korrektorat: Stephan Herbst & Valeria Zimmermann

Umschlagmotiv *Die Silbervögel von Anzhada*: © 2025 Theresa Zenk  
Landkarte des Königreiches Krishgan: © 2025 Bernhard Feder

Pflichtangaben gemäß GPSR:

kul-ja! publishing  
An der Auenschanze 11  
D-99089 Erfurt  
[mail@kul-ja.com](mailto:mail@kul-ja.com)

Sicherheitshinweis entsprechend  
Art. 9 Abs. 7 S. 2 der GPSR entbehrlich

Nachhaltig gedruckt in der EU

ISBN: 978-3-949260-37-7

»Du wolltest doch gern wissen, wer die Frau auf dem Bild ist, du weißt, an der Wand über meinem Schreibpult«, sagte Samine, als sie eines Abends bei ihrem kleinen Enkelsohn am Bett saß. Er nickte und sah sie erwartungsvoll an.

»Erzählst du mir jetzt eine Geschichte, Großmutter Sami?«

»Ja, aber bevor ich dir von dem Bild erzähle, muss ich dir eine andere Geschichte erzählen. Nämlich die Geschichte von den Silbervögeln von Anzhada. Das ist ein Märchen, das mir mein Großvater erzählt hat, als ich noch ein Kind war.«

»Ja, bitte! Ist es eine Geschichte aus dem großen Wald?«

Sie sah ihn an und legte ihren Zeigefinger auf seinen Mund, um ihm zu bedeuten, dass er still sein und zuhören sollte.

»Es waren einmal drei Zauberer, die lebten am Ufer des Krishgan-Sees. Ihre Namen waren Dhišo, Kišo und Rhišo. Alle drei waren sehr alt, und sie waren überall in der Welt gewesen und kannten viele Geheimnisse. Sie saßen oft zusammen im Teehaus, wo sie morgens ihren dunklen Tee tranken und den Sonnenaufgang über dem See betrachteten. Dann strichen sie sich über den Bart und erzählten sich gegenseitig ihre Abenteuer.«

»So wie du.«

»So ähnlich, mein Wölkchen, nur dass ich keinen Bart habe und nicht zaubern kann. Aber hör mir weiter zu:

Eines Tages sagte Dhišo zu den anderen: »Kennt ihr das Geheimnis der silbernen Vögel von Anzhada?« Die beiden anderen nickten.

»Selbstverständlich«, sagte Kišo. »In der versunkenen Stadt hoch in den Bergen, hinter den Gipfeln verborgen, gab es einst Vögel, deren Gefieder aus purem Silber war. Am Tag leuchtete es blendend hell wie lauter Sonnenstrahlen, und im Schein des Mondes bei Nacht schimmerte es wie Schneeglantz.«

Und Rhišo fiel ein: »Und der König von Anzhada hatte

einen ganzen Garten voll mit diesen Vögeln jeder Form und Größe, weshalb er der reichste König der Ostlande war.«

›Ja, das ist die Geschichte der Vögel«, nickte Dhişo, ›aber ich habe euch gefragt, ob ihr das Geheimnis kennt.« Da schüttelten die beiden anderen den Kopf.

Und du, mein Süßer, kennst du das Geheimnis?«

Der Kleine schüttelte den Kopf.

›Dann will ich es dir erzählen, so wie Dhişo es den anderen erzählt hat.

›Wisst ihr«, sagte er zu den beiden anderen Zauberern, ›diese Vögel von purem Silber kamen aus silbernen Eiern geschlüpft. Und diese Eier hat nicht etwa ein anderer Silbervogel gelegt. Sie wurden von den Alchimisten von Anzhada gemacht, die sie in ihren Schmelzöfen formten und dann mit ihren Händen ausbrüteten.«

›Was du nicht sagst«, rief Kişo aus.

›Das würde ja bedeuten«, sagte Rhişo, ›dass wir als Zauberer auch solche Vögel aus purem Silber erschaffen könnten.«

›Eine hervorragende Idee!«, sagte Dhişo. ›Was meint ihr, meine beiden Freunde, wollen wir nicht einen Wettstreit beginnen, um unsere Tage etwas unterhaltsamer zu gestalten? Wir gehen zu unseren Öfen und schaffen solche Eier, und wer den prächtigsten Silbervogel ausbrütet, ist der Sieger und kann sich fortan Zaubermeister der Silbervögel nennen.«

Die beiden anderen stimmten zu, und sie vereinbarten, sich beim nächsten Vollmond wieder zu treffen und den anderen zu zeigen, was sie vollbracht hatten. Alle drei machten sich gleich daran, silberne Eier zu formen. Und als der Mond voll war, trafen sie sich in seinem Schein am Abend, um sich gegenseitig ihre Werke vorzuführen. Jeder hatte einen Käfig bei sich, über den er ein Tuch gebreitet hatte, damit niemand sehen konnte, was er darin verbarg.

Als Erster öffnete Dhişo seinen Käfig und ließ seinen Vogel heraus. Das war ein Pfau, ein großer prächtiger Vogel, der eine lange Federschleppe hinter sich über den Boden zog und den Kopf hoch erhoben trug, und er glänzte wahrlich wie Schnee im Mondlicht. Die anderen beiden Zauberer spendeten Beifall.

Dann öffnete Kişo seinen Käfig und ließ seinen Vogel an die Luft. Das war ein silberner Uhu, der sich auf einen Ast setzte und den Kopf hin und her drehte, und jede Bewegung ließ sein Gefieder aufblitzen wie Sternschnuppen. Kein Zweifel, er war noch prachtvoller als der silberne Pfau, und die beiden anderen Zauberer staunten und spendeten noch mehr Beifall.

Und zuletzt öffnete Rhişo seinen Käfig. Daraus schritt ein Kranich, mit stolzem Blick und langen Beinen. Sein Federkleid leuchtete wie der Vollmond selbst und blendete die Augen, er stand gerade und königlich, und das silberne Licht floss an ihm herab wie ein funkelnder Wasserfall.

Die beiden anderen Zauberer, Dhişo und Kişo, mussten ihre Niederlage eingestehen und gratulierten Rhişo zu seinem Sieg. Doch da breitete der Silberkranich seine Flügel aus und erhob sich in den Himmel. Und schon war er davongeflogen und ward nicht mehr gesehen. Da ließ Rhişo den Kopf hängen und sagte: ›Was nützt es mir nun, Zaubermeister der Silbervögel zu sein? Ich habe keinen, ihr aber habt die euren noch. Der König wird euch reich belohnen, wenn ihr sie ihm zeigt, aber mir wird keiner glauben, dass ich einen noch prächtigeren Vogel hatte.‹

Und er ging traurig nach Hause, weder Dhişo noch Kişo konnten ihn trösten. Er hatte aber eine Frau, die hieß Çisha und war auch eine Zauberin. Und als er nach Hause kam und ihr sein Leid klagte, sagte sie: ›Ich habe dir doch gleich gesagt, du sollst nicht nur ehrgeizig, sondern auch klug sein. Ich habe schon befürchtet, dass so etwas passieren könnte, und deshalb

habe ich auch ein silbernes Ei ausgebrütet. Aber das sollten die anderen lieber nicht sehen, deshalb habe ich den Vogel versteckt, der daraus schlüpfte.«

Und weißt du, mein Lieber, was für ein schöner Vogel das war und wo sie ihn verborgen hatte?»«

Doch ihr kleiner Enkelsohn antwortete nicht. Er war eingeschlafen. Samine betrachtete das Porträt an der Wand und dachte, dass es nach all den Jahren für sie immer noch aussah, als ob sie es gestern erst gemalt hätte.

# 1.

## Der Ehrengast

Wenn Samine morgens ans Fenster trat, fühlte sie sich wie der Graf in seiner Burg. Sie blickte über die Dächer der Stadt, als stünde sie auf dem fürstlichen Söller, denn ihre Kammer lag in einer Dachlaterne, die sich über dem Haus ihres Vaters erhob wie ein kleiner schlanker Hut. Wenn sie von dort oben hinausblickte in die Welt, wollte sie am liebsten laut singen vor Freude. Sie war jung und stark, sie würde diese Welt von Horizont zu Horizont erforschen. Wer konnte zufriedener sein als sie in diesem Moment?

Das Haus war ein stattliches altes Gebäude aus Fachwerk, und als es vor langer Zeit erbaut worden war, hatte es im Abendschatten der alten Stadtmauer gelegen. Von der war schon lange keine Spur mehr zu erkennen, weil sich die Stadt weit darüber hinaus ausgedehnt hatte, doch einstmals war vom Dachturm aus der Wald zu sehen gewesen, und ein Brandwächter hatte im Sommer Ausschau nach Rauchwolken über den Wipfeln gehalten. Die Familie der zád Sirinási hatte das Haus gebaut, nachdem sie aus dem Süden hierhergezogen war, wovon bis heute ihr Familienname ›von Südstein‹ kündete. Sie war damals nicht arm gewesen und war es heute noch weniger, und es wäre Vater Enno ein Leichtes gewesen, ein standesgemäßes neues Haus am Burgplatz zu erwerben. Doch das

kam für ihn nicht in Frage: Das alte Haus war in väterlicher Linie seit Generationen von der Familie bewohnt worden, und so sollte es bleiben. Und so konnte Samine die Dachkammer bewohnen und aus den vier Fenstern in jede Himmelsrichtung auf die dunkelgrauen Schindeln der Dächer von Dhéash hinausblicken. Die Sonne versteckte sich morgens zuerst hinter dem Schlossberg, auf dem die bunten Fahnen des Grafen wehten, und stieg dann empor über dem Hafen, von dem Samine nur die oberen Masten der großen Schiffe sehen konnte. Am Frühlingstag stand sie mittags genau über dem Leuchtturm, der auf der südlichen Landzunge die schmale Ausfahrt zum Krishgan-See bewachte. Wenn Samine sich weiter nach rechts wandte und über die Dächer und Schornsteine hinweg in die Ferne sah, war da das grüne Land der Felder und Auen und Waldflecken, das die Menschen dem großen Wald abgerungen hatten. Manche nannten es immer noch »die große Lichtung«, obwohl man mehrere Tage unterwegs war, bevor man den Waldsaum erreichte.

Sie kannte den Wald. Mit ihrem Großvater Felmenbar war sie schon als Kind durch den Wald gestreift, und als sie heranwuchs, waren sie zusammen bis nach Ilgé gewandert, wo das Seeufer noch dem Wald gehörte. Früher hatte der hagere Mann sich oft auf sie gestützt und gescherzt, sie ersetze ihm den Stock. Er hatte die Hand auf ihre schwarz glänzenden Haare gelegt und ihren Kopf nach rechts oder links gedreht, um ihr etwas Besonderes zu zeigen, seltene Tiere, eigentümliche Pflanzen, Reste menschlicher Bauten, die das Grün zurückerobert hatte. Inzwischen war sie zu groß für eine solche Handauflage und hätte sich diese auch nicht mehr gefallen lassen, nicht einmal von ihrem Großvater. Aber sie hörte ihm immer noch gern zu.

»Du glaubst, du hättest jetzt viel gesehen vom Wald«, sagte er ein ums andere Mal, »doch du liegst falsch. Der Wald ist

endlos, er zeigt dir immer etwas Neues. Und er ist wirklich endlos, man kann ihn niemals durchqueren, das kannst du mir glauben.«

Samine liebte ihren Großvater, der viele Geschichten erzählte, vor allem jetzt, da er nicht mehr gut laufen konnte und es mit den Ausflügen in den Wald schließlich vorbei war. Das Letztere begrüßten ihre Eltern sehr, während sie auf seine Geschichten lieber verzichtet hätten. Ihr Vater schimpfte oft über seinen alten Schwiegervater, dieser sei mit all seinen Abenteuergeschichten der König des Nutzlosen, Herrscher der Abendwinde und Pilzwurzeln, der seiner Enkeltochter nichts als Flausen hinterlassen werde.

Die Dachkammer war zugig und im Winter nicht zu heizen, weshalb Vater Enno und Mutter Sinthe es nicht schätzten, dass Samine unbedingt dort hausen wollte. Raum genug wäre in den drei Stockwerken des Hauses gewesen, zumal nachdem Samines Bruder ausgezogen war und ein Hofamt in der Hauptstadt angetreten hatte. Die Treppe in die Kammer war baufällig und knarrte bedenklich, und Enno versäumte nie, zu erwähnen, dass sie dringend erneuert werden müsste, wenn er sie gelegentlich erklimm, um nach seiner Tochter zu sehen. Samine verpasste hin und wieder einmal den Ruf zum Essen, weil sie aus dem Fenster sah oder sich in eine der Schriften vertieft hatte, die Großvater ihr gegeben hatte, und dann musste Enno wohl oder übel die Stiege hinauf.

Er hoffte im Stillen, die Sache werde sich bald von selbst erledigen. Wenn er seine Tochter erst einmal glücklich verheiratet hatte, war es vorbei mit Kammer und Stiege. Es war an der Zeit. Es war sogar schon über die Zeit. Sinthe begann, sich ernsthafte Sorgen zu machen um ihre Tochter, und Enno tat sein Möglichstes, sie zu beruhigen: In höheren Kaufmannsfamilien werde nun einmal später geheiratet, seine eigene Mut-

ter sei mit ihm als erstem Kind schwanger gegangen, als sie wohl bereits Mitte zwanzig war – er wusste es nicht genau, doch jedenfalls war sie älter gewesen als Samine heute. Sollten ihnen etwa die Fischerfamilien vom Seeufer zum Vorbild dienen? Die verheirateten ihre Töchter, sobald diese keine Kinder mehr waren, holte er weiter aus und musste sich belehren lassen, dass in der großen Sippe seiner Frau etliche Fischerfamilien waren und deren Töchter alle zur rechten Zeit einen Mann gefunden hätten, nicht zu früh und nicht zu spät. Sinthe mochte recht haben, doch Samine zeigte sich davon überhaupt nicht beeindruckt. Sie ging Gesprächen über das Heiraten aus dem Weg, und wenn es Sinthe doch einmal gelang, sie darein zu verwickeln, nahm Samine all die Ermahnungen, sich zu kümmern und »etwas aus sich zu machen« höflich zur Kenntnis und schüttelte sie im Stillen ab wie eine Katze das Wasser aus dem Fell. Sie mochte keine natürliche Schönheit sein, doch sie hatte auch keinen Makel, und das schien ihr zu genügen. Die Versuche der Mutter und verschiedener Tanten und Basen, sie zu unterweisen in Schminke zur Aufhellung der Haut oder um die Augen runder erscheinen zu lassen, ihre Frisur zu verändern, sie mit Schmuck und Kleidern und modischem Schuhwerk auszustatten, ließ sie unter höflichen Dankesworten über sich ergehen. Doch wenn sie sich dann im Spiegel betrachtete, wischte sie sich Puder und Farbe gleich wieder ab und zog die Spangen aus dem Haar. Am wohlsten fühlte sie sich in abgetragenen, bequemen Sachen, die Haut sonnengebräunt, das Haar glatt und die Fingernägel stumpf wie von einem Bauernmädchen. Sie hatte Bekanntschaften, doch sobald ein Mann sich ernsthaft für sie zu interessieren begann, ließ sie ihn stehen. Ihre Eltern waren bereit, ihr die Wahl des Bräutigams zu überlassen und nichts über ihren Kopf hinweg zu arrangieren, doch sie wurden ungeduldig. Die Familie von Südstein hatte einen

Ruf in der Stadt, der Vater hatte Rang und Namen in Gilde und Verein, und sein Geschäft lief nicht schlecht (wenn auch nicht gut genug, wenn man ihn danach fragte), das wog doch wohl schwerer als die unausgereiften Ideen einer jungen Frau, die sie von ihrem greisen, verwirrten Großvater eingeschwätzt bekommen hatte. Sie hatten Samine schließlich zur Rede gestellt und erfahren, was Vater Enno bereits gegewöhnt und Mutter Sinthe nicht zu glauben gewagt hatte.

»Ich will ja heiraten«, sagte Samine ihnen. »Nur jetzt noch nicht. Ich möchte erst lernen. Ich möchte an die Hohe Schule gehen als Schülerin der Gelehrten.«

Ihre Mutter wurde selten laut, aber das war ein solcher Moment. »Schülerin der Gelehrten? Méashadá, wo hast du nur solche Worte her? Mein Vater hat dich völlig um den Verstand gebracht mit seinen verrückten Geschichten. Was für eine Familie! Wer bringt dich zur Vernunft? Enno, sag doch was!«

Enno hatte bereits wahrgenommen, dass seine Tochter in Schriften las und darin inzwischen gewandter war als die meisten Geschäftsleute, die er kannte. Vielleicht sogar als er selbst. Er konnte sich eine geheime Bewunderung dafür nicht verkneifen – für ihre Begabung, aber auch für ihren Eifer. Eifer war es gewesen, der seinen Großvater zum reichen Steinhändler gemacht hatte und ihn selbst zu einem führenden Glas- und Kristallverkäufer, während die Familie seiner Frau Handel und Geldwirtschaft für sündiges Treiben gehalten hatte und arm geblieben war. Sein Sohn hatte ein gutes Amt am Hof ergattert, das war mehr, als man zu hoffen gewagt hätte, aber er war faul, daran gab es nichts zu beschönigen. Wer würde einmal das Geschäft übernehmen, wenn er, Enno, zu alt dafür war? Wer den Zylaismus streng auslegte und regelmäßig den Schrein von Méashadá, dem Lichtgott, besuchte, so wie seine Frau Sinthe, sah Frauen nicht gern Geschäfte tätigen. Doch er selbst konnte

sich Samine gut vorstellen als Vorsteherin seines Handelshauses, mit Niederlassungen in der Hauptstadt und in den großen Hafenzstädten am See. Und warum sollte sie dafür nicht an eine Hohe Schule gehen und sich in den notwendigen Künsten verbessern für zwei oder drei Jahre, bevor sie heiratete? Doch es gab ein großes Hindernis bei diesen Zukunftsfantasien.

»Und an welche Hohe Schule willst du gehen, Samine? Hier in Dhéash haben sie gerade erst zu bauen begonnen, das kann noch Jahre dauern. Und die königliche Schule in Roshnéhet nimmt keine Frauen auf.«

Samine hatte sich mit dieser Frage natürlich längst befasst. »Ich möchte nach Duńgol gehen. Dort nehmen sie jedes Jahr ein paar Frauen auf, wenn sie die Prüfung bestehen.«

»Duńgol?« Sinthe kannte kaum mehr als den Namen und sah ratlos Enno an.

»Duńgol!«, sagte dieser. »Weißt du, wie weit das weg ist? Es ist die Schule der höchsten Gelehrtheit, was meinst du wohl, was mich das kosten würde? Und wie willst du dort die Aufnahmeprüfung bestehen, soll dein Großvater dich darauf vorbereiten?«

»Ich weiß, dass das weit weg ist«, erwiderte Samine. »Aber es fahren viele Schiffe dorthin.«

»Nicht dorthin«, verbesserte sie Enno unduldsam, »sondern zum Hafen von 'Hadhoán. Von dort aus geht es steil hinauf in die Berge. Duńgol ist keine Stadt am See mit mildem Wetter wie Dhéash, sondern liegt hoch auf kalten Felsen, eine Burg, die im Winter unter Schnee begraben ist. Da schläfst du mit Mütze und Strümpfen, und der Eiswind pfeift durchs Gemäuer.«

»Ich schlafe jetzt auch schon bei Kälte oben in der Kammer«, beharrte Samine trotzig.